

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 35

Artikel: Die Perlenschnur
Autor: Scherrer, Maria
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647014>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Nach einer Viertelstunde kamen sie in die Nähe des Laubenparks. Ein Schwarm von mehreren hundert weißen Flügeln hob sich pfeifend und gurrend in die Luft. Im gleichen Augenblick traten oben auf den Mauern schußbereite Wächter auf die Zinnen.

Sie machten vor einer mannshohen eisernen Tür halt. Auf ein Klopfszeichen öffnete sie sich von innen, wie von selbst. Durch einen langen schmalen Gang, der sich alle drei Schritte zu einer Nische mit einem Albanesen ausbeulte, gelangten sie in ein kleines Vorzimmer, mit europäischen Stühlen, Tischen und Geschmacklosigkeiten. Die gegenüberliegende Tür wurde kurz nach ihrem Eintreten lautlos geöffnet. Bubenberg stand vor dem Sultan.

Abdul Hamid saß hinter seinem Schreibtisch. In Greifweite seiner rechten Hand lagen zwei persische Pistolen, wie sie David geschildert hatte. Sie gebärdeten sich harmlos, wie das Spielzeug eines Sammlers. Rechts neben dem Sultan stand der Rabassafal.

Der Sultan lud Bubenberg ein, Platz zu nehmen, der Generaladjutant trat ab.

Das Gespräch begann mit einigen Fragen des Sultans über die Schweizer Schokolade. In jeder Audienz, in der ein Schweizer empfangen wird, spricht der Souverän zunächst von Schokolade.

Ein Rawetschi brachte Kaffee: „Bujurn, Effendi!“

Das Getränk wurde in einer versiegelten Kanne auf den Tisch des Sultans gestellt. Der Rabassafal löste die Schnur. Der Rawetschi nippte aus einer Schale vor den Augen des Sultans und durfte sich nach einigen Verbeugungen wieder entfernen.

Als Bubenberg den Kopf zurückbog, um Kaffee zu schlürfen, fiel ihm ein gemalter Porzellanteller, groß wie ein später Bollmond, in die Augen. Das Brandenburger Tor! Er suchte nun weiter die dunkle Wand nach ähnlichen Dingen ab.

Unter diesen Heiligenscheinen saß der Sultan. Er trug einen weiten schlotternden Gehrock, hielt den Kopf vornüber gebeugt, wie das leibhafte schlechte Gewissen, hatte aschfarbene Gesichtsfarbe und einen abstehenden, rotbraun gefärbten Bart. Augen und Nase waren völlig armenisch. Auffallend flug war die Stirn. In seinem Antlitz gab es verlorene Winkel, in denen sich Gift und Fremdstoffe anhäufen mußten, um in dem wehrlosen Körper dann Krämpfe und Wahnsinnsanfälle zu erzeugen. Auf den geschwellenen Tränenfäden ruhten zwei auffallend große Augen. Im abgedunkelten Raum leuchteten die schwarzen Pupillen kreisrund aus dem grünlich schimmernden Augenweiß heraus; im Tageslicht kniff er sie zusammen.

Wie Scheinwerfer suchten die beiden Augen um Bubenberg herum, trafen eine Sekunde bei ihm ins Schwarze und glitten dann wieder ab. Manchmal verloren die Augen jeden Glanz. Es war, als schaue er in sich hinein. Sie änderten dann fortwährend Form und Farbe, wie Weichtiere in der Tieffee.

Fortsetzung folgt.

Das Engadin

Mein Engadin! Ein Schönheitsmärchen,
Das Gott am Schöpfertag geträumt,
Ruhst du, vom Frieden deiner Lärchen
Und dunkler Arven eingesäumt.

Du hast im lichten Alpenfranze
Das Perlenbild der blauen Seen
Und siehst in ihrem weichen Glanze
Das Doppelbild der Sterne gehn!

J. C. Heer.

Die Perlenschnur

Skizze aus dem Leben von Maria Scherrer

Die Stadt lag noch im Morgenschlaf. Die Straßengelehrer begannen ihre Arbeit. Da und dort standen zwei zusammen und erzählten sich die neuesten Neuigkeiten. Aus einem kleinen Hinterhaus überquerte eine junge Frau den Platz einer Straßenkreuzung. Sie trug, sorglich in einem wollenen Tuch eingewickelt, ein kleines Kind. „Morgen, Frau Kristen, auch wieder ans Tagewerk?“ Die Angeredete nickte freundlich zu den beiden Männern hin, die nicht eben schnell den rauhen Besen über das Pflaster führten. — Frau Kristen eilte zur Kinderkrippe. Das Kleine schlief ruhig weiter auf der Mutter Arm. Von dem rosigen Gesichtchen sah man nur das Stumpfnäschen und ein winziges Haargelock herausquellen aus dem enganliegenden Käppchen. Wieviel mütterliche Zärtlichkeit mußte es doch entbehren, wenn Frau Kristen tagsüber und oft bis spät in den Abend hinein im Kundenhaus pukte und anderer Leute Wäsche wusch. Drei Mal in der Woche mußte sie gar früh am Morgen in einem großen Geschäftshause die Privatbureau der Chefs in Ordnung bringen und da mußte das Kleine wohl oder übel mitten aus dem Morgenschlaf aufgenommen und in die Krippe gebracht werden, denn der Mann war Tag um Tag auf der Suche nach Arbeit und mußte rasch zugreifen können, wenn sich ihm etwas bot. — Und so war es nun immer für die kleine, fast zarte Frau. Harte Arbeit tagsüber und am Abend noch Mutter- und Haushaltspflichten, und der Sorgen grad genug. Der Winter war hart und kalt und die Teuerung machte sich auch in ihrem kleinen Haushalte mit dem fargen Verdienst bemerkbar. — Eine halbe Stunde später stand sie bereits in den schön eingerichteten

Räumen des großen Geschäftshauses. Die Herren schienen gestern wieder eine ziemlich lange Sitzung gehabt zu haben. Es roch nach feinen Zigaretten und Zigarren, nach teuren Schnäpfen und verwandten Dingen. Frau Kristen dachte mit Bitternis daran, daß ihr Bittgesuch um etwas Lohnerhöhung vom Chef abgeschlagen wurde, als sie gestern darum bat. Es sei jetzt gar nicht daran zu denken, die Löhne zu erhöhen bei diesem schlechten Geschäftsgange und was der Ausreden mehr waren. — Frau Kristen hatte früher auch bessere Tage gesehen und war nicht so auf den Kopf gefallen, daß sie nicht dies und das gemerkt hätte, woraus sich unschwer erkennen ließ, daß man für andere Sachen schon Geld hatte; aber eine arme Pukfrau war eben keine elegante, amüsante Dame. — Es war darum nicht verwunderlich, daß sie mit gemischten Gefühlen Ordnung machte in dem eleganten Raum. Die Papierkörbe leerte sie in große Emballage-Säcke im Kellerraum. Ihr Mann durfte die Papierabfälle in einer Hadernhandlung veräußern.

Frau Kristen pflegte die Säcke am Abend zu Hause jeweils noch zu untersuchen, ob sich nicht seltene Marken auf den Umschlägen befänden, oder sonst noch etwas Brauchbares darunter sei. So tat sie es auch wieder, als ihr Mann den letzten Sack nach Hause trug. — Zu ihrem großen Erstaunen kam ihr ein kleines Paket in die Hand, das sicher nicht unter die Papierabfälle gehörte. Sie öffnete es und fand darin eine zierliche Schachtel mit einem wundervollen Perlenhalsband, die Rechnung des Juweliers lag ebenfalls dabei. Frau Kristen griff sich an die Stirne. War es möglich, daß man für ein solches Ge-

schenk, ein solches sollte es wohl sein, hunderte von Franken ausgeben konnte, und einer armen Puhfrau versagte man ein paar Franken Lohnerhöhung? Auf unerklärliche Weise mußte dieses Perlenhalsband in den Papierkorb gekommen sein und wurde sicherlich vermisst und gesucht von ihrem Chef. Was tun? Heute Nacht noch in seine Privatwohnung gehen? Da froh im Herzen der armen geplagten Frau der Groll und der Borne empor und sie beschloß, dem Herrn, der kein Herz für arme Leute zu haben schien, eine Lektion zu geben. —

Das Perlenhalsband wollte sie über Nacht nicht im Hause behalten. Das Fundbureau war geschlossen um diese Zeit; aber der Polizeiposten mußte offen sein. Wer weiß, ob ihr der berechnende Herr Chef den gefällig zugestandenen Finderlohn gegeben hätte und auf diesen wollte sie nicht verzichten — wenn man das Geld für solche Geschenke hatte, mußte man es auch für den Finderlohn haben. —

Sie schlüpfte noch einmal in ihren dünnen, fadenscheinigen Mantel, barg den kostbaren Fund tief in der innern Tasche und eilte zum nächsten Polizeiposten, dort erzählte sie wahrheitsgetreu die ganze Geschichte, auch, warum sie die Perlenkette hier und nicht direkt abgeben wollte, zudem sei sie morgen früh in einem fernen Villenquartier in Arbeit und könne nicht vorher noch ins Geschäftshaus gehen. Der Kaufpreis der Perlenkette gehe schwarz auf weiß auf der beiliegenden Rechnung und sie beanspruche den gefälligen Finderlohn. —

Die Herren von der Polizei waren ganz erstaunt über die energische Sprache der kleinen, abgemühten Frau und machten sie darauf aufmerksam, daß dieses Vorgehen ihr am Ende die Kündigung eintragen könnte. Frau Kristen wollte dieses Risiko auf sich nehmen und meinte ganz verbittert und erzürnt: „Wenn keine Damen ein Recht haben auf so schöne Perlenketten, so haben arme Puhfrauen ein Recht auf einen anständigen Lohn. — Ich habe ehrlich und korrekt gehandelt, ich hätte ja die Perlen auch behalten können, niemand hätte davon etwas gewußt.“

Am andern Morgen ging sie wie alle Tage früh mit dem Kinde in die Krippe und dann an die Arbeit. Sie war aber nicht wenig erstaunt, als ihr der Mann bei ihrer Heimkehr mit freudestrahlendem Gesicht einen gelben Briefumschlag hinhielt und sagte, es sei ein Herr hier gewesen, der dieses Geld

für sie abgegeben habe. Der Chef des großen Geschäftshauses habe den Verlust noch in derselben Nacht der Polizei angemeldet und von dort prompt die Mitteilung erhalten, daß das Perlenhalsband abgegeben worden sei, mit der Bedingung, daß der Finderlohn nach gefälliger Berechnung bezahlt werden müsse. — Der Herr habe selbstverständlich alles zugiebt und den ehrlichen Finder gebeten, sich bei ihm im Bureau zu melden. —

Frau Kristen ging am andern Morgen hin, nahm ihren ganzen Mut zusammen und meldete sich beim Chef. Sie sagte ihm frei und offen, warum sie ihm das Perlenhalsband nicht selbst abgegeben habe, denn sie hätte annehmen müssen, daß er sich ebenso benommen hätte wie bei ihrer bescheidenen Bitte um Lohnerhöhung, und im Leben einer armen Puhfrau bieten sich nicht so viele Glücksmomente, als daß man nicht diesen einen, der einem in Form einer gefundenen Perlenkette einmal in die Hände kam, eben ausnützen wollte. Der Herr schaute der einfachen Frau ganz erstaunt in das müde Antlitz. Sie mußte einmal recht hübsch gewesen sein und ihre Augen schauten nun geradewegs in die seinen und um ihren herben, schmalen Mund zuckte es ein wenig als sie sagte: „Verzeihen Sie, daß ich so gehandelt habe; aber ich war erzürnt über Ihre Absage, als ich Sie bat, mir etwas mehr Lohn zu geben, weil doch mein Mann keine Arbeit hat und wir im Frühling ein zweites Kindchen haben werden — wenn man so teure Perlen kaufen kann, könnte man wohl auch eine solche Bitte erfüllen — schwerlich trägt die Frau, die diese Perlen bekommen sollte, an ihrem Leben so schwer wie ich —“

Und nun geschah etwas Unerwartetes. Der Herr stand auf, trat ganz dicht vor Frau Kristen hin und sagte: „Sie haben recht, ich habe nicht weiter darüber nachgedacht. Sie sollen mehr Lohn haben und ich werde sehen, daß Ihr Mann Arbeit im Hause erhält als Packer und Ausläufer, das wird er wohl können. Und jetzt gehen Sie heim, Frau Kristen, und ruhen Sie sich einmal aus. Die Sonne scheint heute so warm, daß es Ihren schmalen Wangen nicht schaden könnte, wenn Sie sich ein wenig an die frische Luft begeben, ich werde dafür sorgen, daß Ihnen der Tagelohn doch bezahlt wird.“ — Damit war Frau Kristen entlassen und sie war überfroh, daß in ihr Leben auch einmal ein ganz klein wenig Glück gekommen!

Jeder auf seinem Platz

Skizze von E. Lötcher

Im „Bären“ zu Arnen saßen an einem schwülen Julitag zwei Männer am alten Schiefertisch. Der Bauer Peter Schnell und Bergführer Markus Plattner. Sie waren allein in der Stube, der Wirt war hinausgerufen worden und der Bauer wandte sich an den jugendlichen Bergführer.

„Die Viebelei mit der Stine muß aufhören. Bist ja sonst ein wackerer Bursche, aber dein Beruf paßt mir nicht. Werde Bauer und ich gebe dir sofort die Stina und verheiß' euch zu einem Gütlein.“

Markus Plattner fürchte die Stirne.

„Ich habe das Zeug zum Bauern nicht. Mich locken die Berge. Mein Vater war schon Bergführer und ich liebe nun einmal die Berge.“

„Stechgrind! Dann behalt ich eben die Stina.“

„Jeder auf seinem Platz, Vater Schnell! Ein tüchtiger Bergführer kann es so weit bringen, wie ein Bauer. Das hat mein Vater bewiesen und von mir werdet Ihr nicht behaupten wollen, daß ich aus der Art schlage. Die Leidenschaft für die Berge liegt mir eben im Blute.“

„Meinetwegen! Rechne aber nicht damit, daß du die Stina bekommst.“

„Ich kann warten, Vater Schnell!“ sagte Markus trocken.

Verärgert trank Vater Schnell sein Glas aus und erhob sich. „Ja, jeder auf seinem Platz“, höhnte er und verließ grußlos die Stube.

Ärgerlich schaute ihm Markus nach.

„Wir kommen doch noch zusammen, ob du willst oder nicht“, brummte er, warf ein Geldstück auf den Tisch und machte sich auf den Heimweg.

Abend war's. Ein schweres Gewitter entlud sich über dem Hochtal von Arnen. Blicke flammten, schwere Donnerschläge brachen sich an den Felsen des Rüti- und Grünhorns und warfen das Echo in ferne Täler. Markus stand am Fenster und schaute dem Toben der entfesselten Elemente zu. Wieder zuckte ein flammender Blitz, dem ein gewaltiger Donnerschlag folgte. Draußen sank rasch die Nacht herab und die Mutter trat in die Stube und zündete die Hängelampe an.

Markus nahm eine Landkarte hervor und suchte darin einen neuen Weg aufs Rütihorn. Jäh hob er sein Haupt und lauschte.

„Die Sturmglocken! Es wird doch nicht eingeschlagen haben!“ meinte die Mutter erschrocken.

Markus trat ans Fenster, öffnete es und schaute nach einem Feuerschein aus.